Thema

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 208

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Jürg Odermatt, Susi Stühlinger und Christian Erne in zweifelhafter Gesellschaft. Bild: pd

SCHAFFHAUSEN

Erne übernimmt

Das ist mein letzter Rundflug. 2012 ist in Schaffhausen ein Super-Wahljahr und ich muss auch sonst etwas kürzer treten. Nicht, dass ich finde, Kandidaten sollen nicht schreiben dürfen. Im Gegenteil: Es wäre mir sogar lieb, mehr Schreibende würden für politische Ämter kandidieren und damit eine Haltung offenbaren. Wer schreibt, soll eine Haltung haben und sich auch dazu bekennen, sich nicht hinter der journalistischen Unabhängigkeit verstecken. Das ist falsch verstandener Berufsstolz, damit das auch mal noch gesagt ist.

Es gibt weit bessere Gründe, den Kelch weiterzureichen. Wenn ich in den vergangenen Monaten über eine kulturelle Begebenheit mit politischem Konnex oder über eine politische Begebenheit mit einem kulturellen Hintergrund berichten wollte, musste ich regelmässig feststellen, dass das schon jemand vor mit getan hat. Jemand, der besser schreibt, mehr kulturellen Background mitbringt und – wie schön – nicht hinter dem Berg hält mit seiner Haltung. Christian Erne spielt auf «Verfaulte Geschichten» (ich habe berichtet), dem Blog, den er zusammen mit Jürg Odermatt gegründet hat und betreibt, ungleich virtuoser auf der Klaviatur des politisch-kulturellen Anekdotenerzählens als ich. Er brennt, wo ich reize; wo ich anklage, verteilt er Ohrfeigen; wo ich wütend bin, entwickelt er Jähzorn.

Christian Erne wird die Rundflüge aus Schaffhausen künftig alternierend mit Susi Stühlinger und Jürg Odermatt fliegen. Ein Team von Schaffhauserinnen und Schaffhausern, das dem kulturellen Leben in den letzten Jahren seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat. Erne selber machte sich als Lead-Sänger einer Jugendband und als Veranstalter von Poetry Slams einen Namen. Er und Susi Stühlinger waren es, die vor einigen Jahren durch die Schulhäuser tingelten und der Schülerschaft die Lust am kreativen Schreiben vermittelten.

Wann immer Stadtrat oder Verwaltungspolizei Konzertverbote in öffentlichen Pärken erliessen, die Polizeistunde wieder einführten, die Clubs mit undurchdachten Auflagen drangsalierten, die Ausgangsperimeter videoüberwachten oder auf andere Art der kulturellen Vielfalt nach dem Leben trachteten, stand Erne mit Verbündeten zuvorderst an der Protestfront. Er ist der Kämpfer gegen die Uniform der Intoleranten.

Mit ihren «Verfaulten Geschichten» prangern Erne und Odermatt schlechten Journalismus an, verspotten Tunnelblick-Politiker und veröffentlichen zur Veröffentlichung nicht vorgesehene Gespräche oder Briefwechsel. Die «Verfaulten Geschichten» sind aber auch seriös recherchierter Gegenjournalismus. Sie zeichnen die Spuren der Deindustrialisierung genauso nach wie sie jetzt gerade ein Inventar des Schaffhauser Musikschaffens erstellen. Sie arbeiten Geschichte auf und schreiben sie gleichzeitig weiter, wenn sie wie diesen Herbst Schaffhauser Musikerinnen und Musiker dazu aufrufen, Hymnen auf Schaffhausen als Gegenprojekt zur schmalzigen Auftragshymne der Standortförderung zu komponieren. Die Szene folgte ihnen bereitwillig und zahlreich, was ihre Stellung im Schaffhauser Kulturkuchen untermauert. Erne, Odermatt und Stühlinger sind ein vortreffliches Team. Ich freue mich darum auf gute Recherche, Biss und Jähzorn. Immer mit klarer Haltung, versteht sich.

Das war Florian Kellers letzter Rundflug für «Saiten». Wir danken für die Zusammenarbeit! Und heissen an dieser Stelle Christian Erne, Jürg Odermatt und Susi Stühlinger aus Schaffhausen herzlich willkommen.

Florian Keller, 1983,
ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

TOGGENBURG

Quickdatings der Gemeinden

Die Kunsthallen Toggenburg haben den Förderpreis der St.Gallischen Kulturstiftung erhalten – verliehen in Bad Ragaz. Der Preis möchte, ich zitiere: «herausragende Persönlichkeiten würdigen, die mit Können, Engagement und Herzblut professionell zwischen Kultur und Öffentlichkeit vermitteln.» Auch der Gemeinderat Wattwil hat die Kunsthallen Toggenburg zum Apéro geladen. Natürlich ist der nicht zu vergleichen mit dem Apéro im Grand Resort Bad Ragaz – vor allem das Bling-Bling des Kronleuchters im Bernhard Simon Saal hat es mir angetan. Voller Freude und mit einem gewissen Stolz lauschten wir den Worten des Gemeindepräsidenten Alois Gunzenreiner. Einige schienen ihren Angriff auf die Nüssli und Chips geistig zu planen, andere standen rum und überlegten sich, warum es wohl einen Preis gab. Interessenkonflikte zwischen Adventssingen, Schwingen und Kunst? Wir wissen es nicht so recht. Jedenfalls wurde uns ein Beitrag für die kommende Ausstellung 2012 überreicht. Pssst, bitte nicht weitersagen: Vielleicht, wer weiss, folgt bald ein noch grösserer. Wir stossen an mit einem Glas Wein und freuen uns über die Rede des Kunsthallers Leo Morger (er bringt Ausschnitte von Ab- und Zusagen von Sponsorenbeiträgen für die Kunsthallen Toggenburg). Wir leben hoch. Und bewegen uns in Richtung Zukunft. Die Gemeinden organisieren Quickdatings und machen aus dem Spiel ernst. Sie vereinigen sich, schliessen sich zusammen, planen und reorganisieren, hoffen auf Zuwachs. Aber bitte nur rentablen. Das Toggenburg soll administrativ günstiger und effizienter, transparenter und straffer, reicher und schöner und auch weltoffener werden. Mann denkt sich dabei etwas. Frau auch. Mann (oder mehrere davon) möchte aus dem ganz grossen Topf schöpfen und träumt von den Goldmillionen der Nationalbank. Der Kantonsrat hat den Entschuldungsbeitrag für Wattwil und Krinau von 7.5 Millionen gutgeheissen. Die Fusion Bütschwil und Ganterschwil holt einen Beitrag von rund 8.36 Millionen ab und die drei Gemeinden Eschenbach, St.Gallenkappel und Goldingen werden gemeinsam in die Zukunft starten mit einem Beitrag von 5.46 Millionen. Gemeindesponsoring durch den Kanton vom allerfeinsten. Männer und Frauen hören die Münzen klingeln, die Herzen schlagen höher. Ich sitze in der Runde der Euphorischen und Kritischen. Fragen sind nicht allzu viele da bis jetzt. Die eingeladenen Parteipräsidenten, Vertreterinnen und Vertreter aus Wattwil und Krinau, und ganz neu in dieser Runde auch die Presse, nehmen sich der bereitgelegten Unterlagen zum

Studium an. Es wird bereits gestrafft. Die SVP in Überzahl anwesend, aber eher schläfrig am Tisch vertreten (ein fast steifes Botox-Lächeln kann ich mir nicht verkneifen). Ich freue mich auf das neu eingehauchte Leben im Tal. Ein Prosit auf das Neue Jahr. Jetzt werden dann die Leserbriefschreiber aktiv werden, aber was solls: Auf in die Zukunft mit Wattrinau, Bügaschwil und St.Geschendingen. Hoch lebe der Kanton St.Gallen oder wenn noch weiter gestrafft wird, bald der Kanton Toggenburg.

Daniela Vetsch Böhi, 1968,
Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter von zwei Kindern.

APPENZELL

Unternutzt und überaltert

Wenn im Wintermonat die Baustellen von den Strassen verschwinden und die Rotlichter im Werkhof verräumt sind, wenn der letzte Schnitt Emd eingebracht und der letzte Apfel zu Most geworden ist, dann werden die Tage kürzer. Die Zeit ist gekommen, den Presslufthammer und die Dampfwalze, den Ladewagen und die Mostpresse durch die Motorsäge und die Spaltmaschine zu ersetzen. Nicht alle haben das Glück, per Helikopter von Herisau in den Klosterhof St.Gallen geflogen zu werden. Den meisten Tannen geht es an den Kragen. Landauf, landab stapeln sich ihre Torsi an den Strassenrändern und warten darauf, abtransportiert zu werden. Sie waren überschüssig, alt, hatten ihren Dienst erfüllt. Ihre Äste waren amputiert worden, wurden gehäckselt, abtransportiert.

Sie seien mehr als 120 Jahre alt und müssten weg, hat der Förster resümiert. Ich vertraue ihm. Fast vierzig Bäume hat er mit einem rosafarbenen Leuchtstift markiert. Es sind unsere Tannen, meine Tannen. Jahrelang habe ich von meinem Büro zuhause aus dem Fenster geschaut, ihnen zugeschaut, wie sie schwiegen, wie sie sich im Wind bewegten, wie sie unter der Schneelast litten, wie sie Tannzapfen trugen. Sie gehörten zu meiner Welt. Immer waren sie da, wenn ich am Schreibtisch sass, wenn ich nicht weiter wusste im Text, wenn ich von der Lektüre aufschaute, um Luft zu holen. Wenn ich fluchte, hörten sie mir geduldig zu. Wenn ich lachte, so lachten auch sie. Licht und Schatten, Hell und Dunkel, Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein; ich kenne einen Sechstel ihrer Geschichte, bin Teil davon. Und jetzt soll alles über Nacht anders werden. Sie verschwinden, wie so vieles eines Tages verschwindet.

Nicht jeder Tannentorsi kommt per Helikopter auf den Klosterhof. Bild: Heidi Eisenhut

«Es hat seine Richtigkeit», denke ich, während ich mich in die grosse Lücke am Waldrand vertiefe. Der Ausserrhoder Wald sei unternutzt und überaltert, lese ich in einer aufschlussreichen Broschüre, die das Oberforstamt zum UNO-Jahr des Waldes herausgegeben hat. Der Kanton weist den höchsten Privatwaldanteil der Schweiz auf. 74 Prozent des Bestandes gehören 4700 Besitzern, über 7000 Klein- bis Kleinstparzellen soll es geben. Kaum zu glauben in einem Minikanton, wie wir einer sind – und doch beim genaueren Hinschauen typisch: Jedem das Seine, sein Hüsli, sein Brünneli, sein Gärtli, sein Wiesli, sein Wäldli. Am Beispiel Wald wird mir bewusst, was dieses historisch gewachsene Puzzle für die Verantwortlichen bedeutet: Überzeugungsarbeit bei 4700 Besitzern zu leisten ist eine didaktische Aufgabe und braucht psychologisches Fingerspitzengefühl. Ich habe hohe Achtung vor den professionellen Arbeiten, die derzeit im Gange sind, um die nachhaltige Entwicklung des Ausserrhoder Waldes zu gewährleisten, um seine Schutzwirkung zu bewahren und seine Funktion als Erholungsraum für den Menschen und als Lebensraum für viele Tier- und Pflanzenarten zu stützen sowie öffentlich bekannt und bewusst zu machen.

Heidi Eisenhut, 1976,
Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

THURGAU

Das Bauernopfer und die Lotteriefonds-Partys

Da hängt er also an den Gerüsten, die das Regierungsgebäude in Frauenfeld umstellen: Hansjörg Walter. «Ich mag ihn, weil er wichtig ist.» verkündet die riesige Plache. Und: «Aus dem Thurgau für die Schweiz.» Daneben der lachende Nationalratspräsident. Der präsidiale Empfang und das Fest für Walter hat den Kanton 290'000 Franken gekostet. Die Rheinstrasse – Frauenfelds Strassenpracht – wurde für den Umzug gesperrt. Bei Walter daheim in Wängi gab es für die geladenen Gäste einen Dreigänger und Porzellangeschirr; für das einfache Volk Hörnli mit Ghackets, heissen Fleischkäse oder ein von Peter Spuhler gelobtes Raclette. Diese hochwertige kulturelle Festivität wurde mit Geldern aus dem Lotteriefonds bezahlt. Und der Lotteriefonds wird vom kantonalen Kulturamt bewirtschaftet. Kollege Dieter Langhart schrieb zu dieser Angelegenheit in «unserer» Zeitung: «Kunst kommt von nehmen können.»

Der Köbi Stark ist aber auch ein Guter, ein «gmögiger Cheib», einer, der die Dossiers im Griff hat, integrativ und mediativ. Ich habe ihn mal am Frauenfelder Stadtlauf kennengelernt. Wer für einen guten Zweck rumrennt, kann kein schlechter Mensch sein. Der Köbi Stark wäre sicher kein schlechter Bundesrat geworden. Aber die in diesem Bern oben wollten ihn ja nicht. Dann wollten sie den Hansjörg Walter. Der war mal Bundesrat der Herzen und stellte sich dann in den Dienst seiner Partei. Ihn habe ich mal an der Gachnanger Bundesfeier kennengelernt. Weil er Überstunden machen musste auf dem Mähdrescher, erschien er erst relativ knapp vor seiner Ansprache, «marschierte» standesgemäss zum eben intonierten Thurgauerlied ein. Auch der Walter ist ein Guter. Auch der Walter wäre kein schlechter Bundesrat geworden. Aber der arme Kerli war bei seiner zweiten Nicht-Wahl in den Bundesrat vor allem Parteisoldat und Bauernopfer zugleich. Gewählt worden ist er nicht. Die Leute vergessen wieder. Vielen wird der Walter als Bundesrat der Herzen bleiben. Man erinnert sich gerne nur an das Gute und Schöne.

Jetzt kommt der Kanton Thurgau um eine zweite Feier herum. Für einen Bundesrats-Empfang wäre eine noch grössere Party vonnöten gewesen. Man will sich ja nicht lumpen lassen. Der Lotteriefonds wäre vielleicht um 400'000 Stutz erleichtert worden. In diesem Zusammenhang hätte man auch den vom TCS auserkorenen besten und sichersten Schweizer Fussgängerstreifen an der Kreuzung Laubgasse/Oberwiesenstrasse in Frauenfeld abfeiern können. Zwei Feiern auf einen Streich. Das hätte Geld für die Kultur gespart. Aber dafür hätte man auf der Hansjörg-Walter-Blache am Regierungsgebäude nachbessern müssen: statt Nationalratspräsident Bundesrat. Was das wieder gekostet hätte! Armer Lotteriefonds.

Mathias Frei, 1980,
ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

WINTERTHUR

Kunstkammer und Kuriositätenkabinett

Wohin gehts zum Glück und worin liegt es? Was kommt ihm in die Quere? So sehr damit auch Vorstellungswelten aufgerufen sind: «Zum Glück auf Erden», so der neuste Buchtitel von Jso Maeder, kommt es auf den Raum an – oder besser auf dessen begrenzenden Charakter;

der sich zum Beispiel dann bemerkbar macht, wenn man mit dem Schienbein an ein Stuhlbein stösst.

Kontaktzonen, Schnittstellen, Passungen und Friktionen sind von Maeder bevorzugte Arbeitsfelder – dies gilt für Materialien und Komposition, aber auch was das Verhältnis von Werk und Wort angeht. Daher passt es ganz gut, seine Arbeiten an einem Ort auszustellen, wo Raum notorisch knapp ist: Ulrich Harschs Antiquariat & Galerie im Rathausdurchgang.

Besucherinnen und Besucher der Ausstellung «Sit – Ulrich's Place / Ein Kabinett» müssen erst an einigen Büchertürmen vorbei finden. Über eine Wendeltreppe erreichen sie dann ein Zwischengeschoss. Hier ist eine Kunstkammer eingerichtet, die, bestückt mit Werken des 54-jährigen Künstlers, zum Studium von Übergängen, Überlagerungen und Registersprüngen geeignet ist. Ohne detektivische Leidenschaft wird man allerdings nicht weit kommen. Die Arbeiten lassen sich nicht leicht unter einen Hut bringen, sie setzen immer wieder im Einzelnen an.

Auf dem hüfthohen Bücherbord liegen kleine Formate unter Glas und zwei Leselupen, aber auch ein weisses Stofftuch mit Spitzen, überschrieben mit fiktiven Buchtiteln. In Skizzen, die Konstruktionen und Anlagen umreissen oder anatomischen Zeichnungen gleichen, betreibt Maeder Fallstudien zur Überlagerung. Das geht bis hin zum Satzspiegel einer Buchseite, der durch ein Pauspapier schimmert, auf welchem ein Schema aus roten und schwarzen Balken aufgetragen ist. Verblüffend ist Maeder in seinen Mischtechniken. Eindrücklich sind zwei Plastikbeutel mit braunen Überresten organischen Materials, Teil einer Arbeit aus der Serie «Memory». Sie sind hier der Gipfel der Unreinheit.

Daneben finden sich an Fäden aufgezogen faustgrosse Körper. Bei den beigen und braunen Objekten könnte es sich um Nachbildungen von Wirbeln oder Knorpeln handeln. Der Titel «Objets aux aguets» (Objekte auf der Lauer) weist allerdings auf die Abteilung Hundefutter und Fifis geliebten Designerknochen. Davor steht ein Stuhl; ein objet trouvé aus dem Haus. Wie zu erfahren ist, wurde sein Lederbezug vor dreissig Jahren vom Galeristen erneuert, zum Zweck des komfortablen Aufliegens, nicht des harten Anstossens.

«Ich sehe die Welt blond und braun, durch Milch, Glas und Horn.» Nur schon wegen des Farbeindrucks wäre diese Zeile des Hamburger Chansonniers Jacques Palminger wie gemacht für «Ulrich's Place». Die Ausstellung taucht die Sehgewohnheiten in Nikotingelb. Das ist im besten Sinn anstössig. Noch bis zum 4. Februar kann man sich dieses Kuriositätenkabinett anschauen.

Wendelin Brühwiler, 1982,
ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

VORARLBERG

Metanand und Gegananand

In Schruns, dem Hauptort des Montafons, gibt es seit mehr als hundert Jahren ein Heimatmuseum. Es ist in einem über 500 Jahre alten rätoromanischen Haus untergebracht. Angesichts so vieler Jahrhunderte war vorherzusehen, dass ein nötiger und zwangsläufig moderner Zubau Kontroversen auslösen würde – ganz gleich, wie er aussieht.

Es wurde also ein so genannter Einladungswettbewerb für acht ausgewählte Architekturbüros mit diversen Vorgaben ausgeschrieben: Zwei bestehende Objekte sollten zu einem Museum zusammengeschlossen werden, die kirchplatzseitige Fassadenansicht musste erhalten bleiben, das künftige Museum sollte seine kulturelle Offenheit und Zugänglichkeit deutlich zu erkennen geben.

Den Wettbewerb gewann das Architektenduo Bernhard und Stefan Marte in Weiler. Die international besetzte Jury urteilte: «Die zusätzlichen Ausstellungs- und Veranstaltungsräumlichkeiten werden in einer Neubebauung des Hauses Nummer siebzehn eingerichtet. Ihre Grösse kontrastiert spannungsvoll mit der kleinräumlichen ‹Kammerung› des Haupthauses. Nach aussen wirkt sie als selbstbewusste, zeitgenössische Einfügung in die Silhouette der dicht gefügten Hauszeilen im Dorfkern. Die erwünschte Präsenz des Heimatmuseums im öffentlichen Raum wird mit einer überraschenden Selbstverständlichkeit erreicht. … Das Heimatmuseum wird im wörtlichen Sinn Bestandteil des Ortes, indem seine Bauten physisch zur Identität des Dorfkerns unmittelbar beitragen. Der Entwurf überzeugt durch seine konzeptionelle Klarheit. Wenn Heimat bedeutet, Identität zu schaffen, gelingt den Projektverfassern eine ausgezeichnete städtebauliche, funktionale und architektonische Antwort auf die sehr anspruchsvolle Aufgabe, das neue Heimatmuseum im Dorf und in der Talschaft zu verankern und neu zu positionieren.»

Der Standort Montafon als Bauherr und der Schrunser Bürgermeister waren zufrieden. Einige Schrunser sahen aber zumindest die geplante Fassade des Museums ganz anders als die Architekten. Nicht als «ein weisses skulpturartiges Gebäude als Hülle für historisch Wertvolles», sondern als etwas, das sich in einem altbekannten Wort zusammenfassen lässt: Betonklotz!

Es bildete sich die Initiative «Rettet Schruns» und die folgende Kontroverse zwischen Befürwortern und Gegnern mündete in einer Volksabstimmung mit der Fragestellung: «Soll die Marktgemeinde Schruns durch eine Änderung des Bebauungsplanes die baurechtlichen Voraussetzungen für einen Museumsneubau nach dem vorliegenden Siegerprojekt im Ortszentrum von Schruns schaffen?» Diese Formulierung ging auf Querelen über den Wortlaut zwischen dem Bürgermeister (ÖVP), der Gemeinschaftsliste «Metanand für Schru» (Miteinander für Schruns) und der SPÖ zurück. Von den 3002 Stimmberechtigten gingen 59 Prozent zur Abstimmung und davon stimmten 78 Prozent mit einem Nein. Viele Befürworter werden daraufhin im Stillen an Bismarcks Wort «vox populi, vox Rindvieh» gedacht haben, geäussert haben sie sich natürlich dezenter. Der Bürgermeister sagte, jetzt müsse man zusammensitzen und eine Lösung suchen, der Museumsdirektor hofft auf eine «Alternativlösung», die Nachbardörfer Vandans und Gaschurn meldeten ihrerseits Interesse als Museumsstandort an. Marina Hämmerle, Geschäftsführerin des Vorarlberger Architekturinstituts und Jurymitglied, sprach von einem «abschreckenden Schadensfall», und Walter Fink, einer der Kolumnisten der «Vorarlberger Nachrichten», hatte schon im Vorfeld der Abstimmung formuliert: «Dabei weiss natürlich jeder, der sich auch nur ansatzweise mit Architektur und Kunst beschäftigt hat, dass solche Themen nie Abstimmungen unterzogen werden sollten. Man darf an den bekanntesten einschlägigen Bau in Vorarlberg, das Kunsthaus Bregenz, erinnern. Da krochen auch die Lemuren aus den Löchern und hetzten gegen den vermeintlichen Betonklotz. … Hätte man damals eine Abstimmung gemacht, wäre das Kunsthaus nie gebaut worden.»

Die Parole war schnell gefunden: Betonklotz! Bild: pd

Ich mag Zumthors Kunsthaus – im Gegensatz zu den meisten seiner anderen Bauten – bis heute nicht (kann jedoch mit Finks Einschätzung als Lemur gut leben, ob er nun die Halbaffen auf Madagaskar oder die römischen Gespenster meint), aber das Schrunser Projekt hätte mir gut gefallen. Man kann nur neugierig sein, welche Art Bauwerk schliesslich die Zustimmung von «Rettet Schruns» finden wird.

Kurt Bracharz, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Wie eine heisse Kartoffel weitergegeben

Die Swisscanto stimmt den Sicherungsmassnahmen an der Villa Wiesental zu. Der Neubau ist aber noch nicht vom Tisch. Eine Auslegeordnung.

VON **RENÉ HORNUNG**

Es sieht nicht so aus, als würde dem Eigentümer die Villa am Herzen liegen. Bild: pd

«Wir haben die weitere Planung ganz an HRS übergeben», so die Auskunft von Beat Amstutz, dem Sprecher von Swisscanto, der Grundeigentümerin der Villa Wiesental an der Rosenbergstrasse 95 in St.Gallen. «Wir haben unsererseits die Organisation des Wettbewerbs Wüest & Partner übergeben», so die Folgeauskunft von HRS-Geschäftsleitungsmitglied Paul Somm. Eine derartige Zusammenarbeit unter Investoren und Planern ist zwar nicht aussergewöhnlich, im Fall der Villa Wiesental erinnert sie aber an die Weitergabe der heissen Kartoffel. Niemand will sich die Finger verbrennen.

Nachdem über die vom Abbruch bedrohte, aber auf der Schutzliste der Stadt und auf der Roten Liste des Heimatschutzes stehende Villa viel berichtet wurde, wird nun doch einiges möglich. Anlässlich der Begehung vom 15. Dezember willigte Swisscanto ein, die lecken Stellen am Haus abzudichten, damit der Zerfall aufgehalten werden kann. Auch die wuchernden Sträucher und das Efeu, die Schaden anrichten, werden gestutzt oder entfernt. Die Anlagestiftung nimmt sich damit aus dem Schussfeld. Man soll ihr nicht länger vorwerfen können, sie lasse die Villa absichtlich verrotten, damit nichts anderes übrig bleibt, als sie abzubrechen.

Immergleiche Seilschaften

Doch trotz Abdichtungen und Sicherungsmassnahmen: Die Abbruchpläne sind nicht vom Tisch. Die Beteiligten reden von einem architektonisch aussergewöhnlichen Projekt, das an dieser städtebaulich wichtigen Stelle entstehen soll. Wüest & Partner schreiben nun einen Wettbewerb aus und stellen mit Einbezug der Stadt eine hochkarätige Jury zusammen. In einer ersten Runde können sich Architekten frei bewerben, dann werden anhand der Präqualifikationen die geeigneten Büros ausgelesen, die am Wettbewerb mitmachen dürfen – wie viele es sein werden, sei noch offen, sagt HRS-Geschäftsleitungsmitglied Paul Somm. Klar sei, dass hier beste Architektur nötig ist. Die Villa darf nämlich nur dann abgebrochen werden, wenn das Neubauprojekt als besser beurteilt wird als der Bestand. – Da kommt ein heikler Entscheid auf die Behörden zu.

Dass Swisscanto und HRS zusammen ein Projekt entwickeln, ist nicht neu. Zusammen hatten sie unter anderem das Neuenburger Fussballstadion Maladière mit Mantelnutzung hochgezogen. Stichwort Fussballstadion: Wir wissen aus St.Gallen, dass HRS keine kleinen Brötchen backt. Sie bauten auch St.Gallens Shopping-Arena oder den Manor Webersbleiche (mit neunzehn Parkplätzen mehr als bewilligt). Blättert man durch das im Dezember erschienene St.Galler Städtebauheft von «Hochparterre», taucht HRS Real Estate bei zahlreichen Projekten auf, unter anderem bei der Renovation des Rathauses. Mindestens vier Bautafeln in der Stadt tragen derzeit das HRS-Logo: der Umbau des Einkaufszentrums Silberturm, das Bundesverwaltungsgericht, das Kurhaus Oberwaid und das Blutspendezentrum in St.Fiden.

Abschreckende Nachbarschaft

Die HRS-Leute können rechnen, sie wissen, wie gebaut werden muss, damit ein Haus eine Rendite abwirft. Das kann durchaus gut kommen: Das Bundesverwaltungsgericht, das Kurhaus Oberwaid und das Blutspendezentrum versprechen interessante Architektur. Dass es in Architektenkreisen dennoch Bedenken gegen ein Wiesental-Neubauprojekt von HRS gibt, fusst auf den Erfahrungen mit dem bald zehn Jahre alten Geschäftshaus St.Leonhard direkt neben der Villa.

«St.Leopard» war damals allerdings ein Hauruck-Projekt, denn St.Gallen wollte sich als Standort für das Bundesverwaltungsgericht gleich mit einem geeigneten Gerichtsgebäude bewerben. In nur zehn Tagen habe man ein erstes Projekt aus dem Hut zaubern müssen, erinnerten sich im Februar 2004 die am Bau Beteiligten in einer grossen Diskussionsrunde. Dann aber war das Gebäude dem Bund nicht repräsentativ genug und er verlangte einen Architekturwettbewerb. Die direkte Nachbarschaft des Wiesental-Projekts wecke halt solche Erinnerungen, sagt der Regionalpräsident des Bundes Schweizer Architekten (BSA), Andy Senn.

Wenn mans kaufen könnte

Der BSA ist mit seinen Bedenken nicht allein. Es gibt einige St.Gallerinnen und St.Galler und den Verein Pro Villa Wiesental samt Facebook-Seite, die sich für den Erhalt und gegen einen Neubau engagieren. Eine Petiton soll lanciert werden. Vielleicht findet sich so ein gut betuchter Käufer, der Swisscanto das Streitobjekt abnimmt und es rettet.

Gibt es wirklich kein auf repräsentative Räume erpichtes Advokaturbüro, das so nahe beim Bundesverwaltungsgericht Büros braucht? Hat vielleicht Konrad Hummler von der Bank Wegelin noch etwas Münz in der Schatulle, nachdem er die Museumstrasse 1 und jetzt St.Katharinen aufwändig renoviert hat? Überlegt sich vielleicht der Rektor der Fachhochschule, ob er nicht neben dem sowieso schon zu kleinen Neubau noch eine schmucke Villa für Weiterbildungsveranstaltungen oder fürs Rektorat nutzen könnte?

Und dann gibt es ja noch die St.Galler Kantonalbank als Mitbesitzerin der Anlagestiftung Swisscanto. Sie könnte die Villa Wiesental retten und so eine kleine Wiedergutmachung leisten. Schliesslich hatte die KB einst die Denkmalpflege in die Knie gezwungen und 1977 für den neuen Hauptsitz den mächtigen Kunkler-Bau der «Helvetia» abbrechen lassen. Die Kantonalbank könnte sich erst noch historische Lorbeeren holen: Villa-Wiesental-Bauherr Konrad Menet-Tanner war von 1899–1912 nämlich Kantonalbank-Präsident. ◇

Der Faden, an dem die Welt hing

Einst war die Baumwolle weltbestimmend – auch die Textilstadt St. Gallen hat eine Vergangenheit mit dem weissen Stoff. Dass aber heute noch Leben daran hängen, zeigt die Ausstellung «Cotton worldwide».

VON **PETER MÜLLER**

«Maid of Cotton», 1958. Bild: University of Southern California

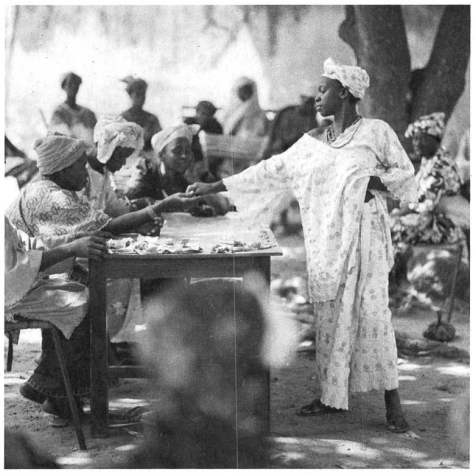
«Fünf Pflanzen verändern die Welt» heisst der Buchklassiker von Henry Hobhouse. Gemeint sind die fünf Nutzpflanzen: Zucker, Tee, Baumwolle, Kartoffel und Chinarinde. Sie haben vom 16. bis ins 20. Jahrhundert die Welt geprägt: wirtschaftlich, politisch und kulturell. Sie waren schon ein «global business», noch lange bevor das Wort Globalisierung existierte.

Die Baumwolle ist Thema einer Ausstellung im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen. Ihr Kernstück sind 56 schwarzweisse Fotografien von Hans Peter Jost. Der freie Fotograf mit Zürcher Wurzeln realisierte zwischen 2006 und 2008 mit der Journalistin Christina Kleineidam ein aufwändiges Erkundungsprojekt. Die beiden bereisten die sieben wichtigsten baumwollproduzierenden und -verarbeitenden Länder: Indien, Usbekistan, China, Mali, Tansania, Brasilien und die USA. Im Fokus hatten sie die Menschen, die in Anbau, Ernte, Verarbeitung und Vermarktung der Pflanze involviert sind – vor allem die einfachen Leute, deren Leben buchstäblich am Baumwollfaden hängt. Die Missstände im heutigen «cotton business» sind gravierend – vor allem sozial und ökologisch. Auch damit beschäftigten sich die beiden auf ihrer langen Reise intensiv, ebenso mit den globalen Zusammenhängen vom Produzenten bis zum Konsumenten. Viele unserer Kleidungsstücke und Lebensmittel haben eine aberwitzig weite Reise hinter sich, bevor sie bei uns ins Ladenregal kommen. Bekannt ist das vielzitierte T-Shirt, das im Laden sieben Franken kostet und dem Baumwollbauern oder der Textilarbeiterin ein paar lächerliche Rappen einbringt. Aus den Resultaten dieser Recherchereisen entstand die Ausstellung «Cotton Worldwide».

Dreieckshandel der Weltwirtschaft

Gezeigt werden Ungerechtigkeit und Ausbeutung, soziale Entwurzelung und ökologische Katastrophen. In Indien sind Selbstmorde verschuldeter Baumwollbauern seit Jahren ein Problem. In Usbekistan verlandet der Aralsee dramatisch, weil man das Wasser für die Baumwollfelder ableitet. Die amerikanischen Farmer sind dank hoher Agrarsubventionen in der Lage, unabhängig von Wetter und Weltmarkt zu produzieren – zum Nachteil ihrer Kollegen in den Entwicklungsländern. Die Ausstellung zeigt aber auch Beispiele von Selbstbehauptung, Würde und Solidarität. In Mali beispielsweise behelfen sich die Frauen mit einem System von Mikrokrediten, um Biobaumwolle anzupflanzen. In Brasilien produzieren Bauern ihren eigenen Biosprit.

Eigentlich ist die Baumwolle eine Wildpflanze, die in den Tropen und Subtropen gedeiht sowie in Gebieten der gemässigten Breiten mit trockenem Klima und langen, warmen Sommern. Angebaut und zu Textilien verarbeitet wird sie seit gut 7000 Jahren in verschiedenen Kulturen rund um die Welt. Ihr Aufschwung in Europa setzte im 16. Jahrhundert ein, im



Bilder: Hans Peter Joost

Zeitalter der Entdeckungen. Zunehmend verdrängte sie Wolle und Leinwand. Als Teil des Dreieckshandels Europa – Afrika – Amerika war sie früh ein «global business», das auf der Arbeit von Sklaven in Übersee beruhte. 1550 bis 1800 prägte dieser Dreieckshandel die Weltwirtschaft wesentlich mit: Produkte aus Europa, Sklaven aus Afrika, Zucker, Baumwolle, Kaffee, Kakao und Metall aus Amerika.

Motor der Industrialisierung

Zur eigentlichen Weltmacht wurde die Baumwolle nach 1750. Die Textilindustrie war der erste starke Motor der Industrialisierung Europas und blieb bis ins 20. Jahrhundert eine Schlüsselindustrie. Mit der rasanten Mechanisierung von Anbau, Ernte und Verarbeitung wurde das einstige Luxusprodukt zum Massenprodukt und globalen Exportschlager. Ende des 19. Jahrhunderts beherrschte die Baumwolle den weltweiten Textilmarkt, ihr Anteil betrug achtzig Prozent. Karl Marx und Friedrich Engels formulierten es 1850 prägnant: «Das 19. Jahrhundert ist das baumwollene Zeitalter».

Zur Sicherung des Rohstoffes und der Absatzmärkte griffen die Staaten auf Machtpolitik, Kolonialisierung und Waffengewalt zurück. Die Südstaaten der USA, um 1850 weltweit die wichtigsten Baumwoll-Produzenten, stützten sich auf die Sklavenwirtschaft.

Seit den siebziger Jahren wurde die Baumwolle zunehmend durch Chemiefasern konkurrenziert. Sie ist aber noch heute ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Anbau, Produktion und Verarbeitung sind hoch rationell und global verzahnt, gentechnisch veränderte Samen längstens Realität.

Textilland Ostschweiz

In der Ostschweiz spiegelt sich die globale Baumwollgeschichte; auch hier wurde die Baumwolle im 18. Jahrhundert zum Schicksalsfaden. 1721 führte Peter Bion in St.Gallen die Baumwollweberei ein. Nach 1750 weitete sich die Produktion auf die ganze Ostschweiz aus. Überall surrten die Spinnräder, klapperten die Webstühle. Die fertigen Tücher wurden in ganz Europa abgesetzt. Um 1800 arbeiteten zehntausende von Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter für die Baumwollunternehmen in St.Gallen und Trogen.

1790 erreichte die Mechanisierung der Branche auch die Ostschweiz. Das Maschinengarn aus England machte viele Handspinner arbeitslos, das Rennen Mensch gegen Maschine begann. 1801 wurde im Gebäude des ehemaligen Klosters St.Gallen eine mechanische Spinnerei eingerichtet – die erste Fabrik im modernen Wortsinn in der Schweiz. 1825 wurde in Rheineck die erste mechanische Weberei der Ostschweiz eröffnet.

Nach 1820 erlebte die mechanische Buntweberei eine steile Karriere. Die Produkte wurden in die ganze Welt exportiert. Die Herstellung basierte zunächst auf Heimarbeit, dann wurden auch hier die Fabriken vorherrschend. Ende der 1860er Jahre setzte der Abstieg der Branche ein. Ersatz schaffte die Stickereiindustrie. Sie brachte der Ostschweiz 1860 bis 1920 eine beispiellose Blütezeit mit viel Licht und mancherlei Schatten. St.Gallen wurde zur Boomtown. Die Baumwolle war auch hier ein zentraler Rohstoff. Mit dem Zusammenbruch der Stickereiindustrie verlor sie in der Ostschweiz an Bedeutung.

Bestseller und Filmklassiker

Fachliteratur zur Ostschweizer Baumwollgeschichte gibt es leider nur wenig: Woher bezog die hiesige Textilindustrie ihren Rohstoff? Wie kam er in die Ostschweiz? Wer verdiente daran wieviel? Historisch aufgearbeitet sind diese Aktivitäten erst bruchstückweise. Klar ist, dass auch Privatpersonen und Unternehmen aus der Ostschweiz am erwähnten Dreieckshandel verdienten – vom Plantagenbesitzer über den Sklavenaufseher bis zum Grosskaufmann. Bekanntes Beispiel ist die Handelsdynastie der Zellweger in Trogen. Durch den Handel mit Baumwolle, Baumwollstoffen und Kolonialwaren brachten es die Zellweger im 18. Jahrhundert zu einem beispiellosen Wohlstand. In St.Gallen gibt es Belege und Hinweise bei bekannten Familien (Kunkler, Kunz, Zollikofer, Zyli).

Die Spurensuche in den hiesigen Bibliotheken und Archiven förderte aber auch kulturgeschichtlich Relevantes zutage. Schon 1855 wurde im Stadttheater St.Gallen eine Bühnenfassung von «Onkel Toms Hütte» aufgeführt. Die Vorlage, Harriet Beecher Stowes gleichnamiger Bestseller von 1852, schlug damals riesige Wellen. Stowe übte scharfe Kritik an der Sklaverei, welche die wirtschaftliche Basis der Baumwollwirtschaft in den Südstaaten der USA bildete. Für die Ostschweiz waren die USA ein wichtiger Baumwolllieferant. Wie damals in St.Gallen «Onkel Toms Hütte» diskutiert wurde, wäre noch herauszufinden.

Eine ganz andere Baumwollgeschichte gelangte im Januar 1952 nach St.Gallen. Das Filmepos «Vom Winde verweht» hatte Premiere. Es wurde in der Tagespresse mit grossen Inseraten angekündigt. «Zum ersten Mal – der grösste Film aller Zeiten!» In den USA war der Film schon 1939 in die Kinos gekommen. Warum er in der Schweiz erst Anfang der Fünfziger anlief, müsste abgeklärt werden. Verleihpolitik? Eine Folge des Zweiten Weltkrieges? Im Vergleich zu «Onkel Toms Hütte» aber ist «Vom Winde verweht» ein Leichtgewicht. Der Film bietet vor allem Klischees: Luxus, Eleganz, Romantik. Der Film ist plakativ, melodramatisch, grössenwahnsinnig – und trotzdem ein Klassiker. Vielleicht gerade deswegen.

Miss Jean Carter aus Georgia

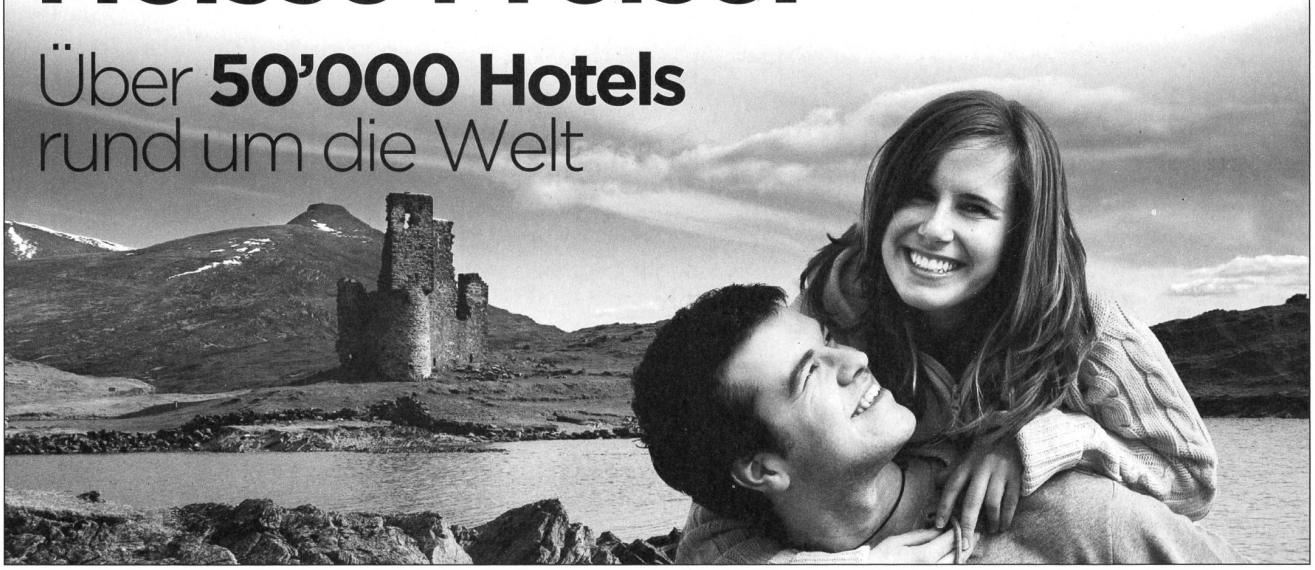
Viel aussagen kann auch schon ein einzelnes Foto. 1958 wurde die damalige «Maid of Cotton» der US-Baumwollindustrie – die «Miss Baumwolle» – auf Weltreise geschickt. Auf dieser Tour machte die zwanzigjährige Jean Carter aus dem Bundesstaat Georgia am 21. Juni in St.Gallen Station. Ein PR-Foto zeigt sie, wie sie lachend auf einem Berg Baumwollballen sitzt und herunterwinkt. Die Aufnahme ist hinreissend. Das «cotton business» hat fragwürdige Seiten? Ist doch egal. Wir setzen einfach eine Miss Cotton drauf, dann wirkts nett, charmant, sexy. So funktioniert letztlich alles Schönreden und Schönfärben. Wie wichtig im Gegenzug ein waches, kritisches Einkaufen ist, zeigt die Ausstellung «Cotton worldwide» ganz am Schluss. Man kann sich über die Herkunft seiner Kleider informieren, verantwortungslose Firmen boykottieren oder Altkleider-Projekte unterstützen. Man muss es nur wollen.

Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen. Bis 1. Juli.
Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag, 10–17 Uhr.
Mehr Infos: www.hmsg.ch

hotel.ch
schnell und zuverlässig buchen

Kühle Orte?
Heisse Preise!

Über **50'000 Hotels**
rund um die Welt



Through the Looking Brain
Eine Schweizer Sammlung konzeptueller Fotografie
15.10.2011–22.1.2012

Walter Burger und Künstlerfreunde
12.11.2011–18.3.2012

Silvia Bächli
Far Apart–Close Together
11.2.–13.5.2012

KUNST MUSEUM ST.GALLEN

www.kunstmuseumsg.ch | Di–So 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr

Tatsuo Miyajima
Three Time Train | Counter Voice on the Wall
19.1.–5.2.2012

LOK
KUNST MUSEUM ST.GALLEN

www.lokremise.ch | Mo–Sa 13–20 Uhr, So 11–18 Uhr

Die kollektive Kraft des «sozialen St.Gallen»

Was bedeutet es, wenn im konservativen Kanton St.Gallen der am weitesten links stehende Politiker in den Ständerat gewählt wird? Wie konnte Paul Rechsteiner diesen Wahlkampf überhaupt gewinnen? RALPH HUG★ *wagt die bis anhin noch nirgends vorgenommene Analyse.*

War es der berühmte Flügelschlag des Schmetterlings, als Paul Rechsteiner im Januar 2011 anrief und in einem Nebensatz die Absicht kundtat, er überlege sich eine Kandidatur für den Ständerat? Und war es der zweite Flügelschlag, als wenig später ein Wahlteam stand, das die Sache an die Hand nehmen sollte? Der Schmetterlingseffekt ist aus der Chaostheorie bekannt. Er besagt, dass aus einer kleinen Bewegung am Anfang durch selbstverstärkende Effekte am Schluss eine grosse Welle entstehen kann. Dieses Bild passt nicht schlecht zu dem, was sich im Kanton St.Gallen im Wahljahr 2011 ereignete. Rechsteiners Wahl zum Ständerat war ein unerwartetes Ereignis. Mehr: eine Erschütterung, ein politischer Erdrutsch, den niemand vorausgesehen hat. Aber einer, der sich sehr wohl abzeichnete.

Einen St.Galler Ständeratssitz zu erobern galt für die Linke lange als aussichtslos. Die bisherigen Kandidaturen der SP waren eher Präsenzbekundungen. Oder sie dienten der Profilierung für künftige Wahlen. Über Jahrzehnte teilten sich CVP und FDP die beiden Sitze auf. Das bürgerliche Mandatskartell hatte nur zwei Ausnahmen: 1911 und 1971, als die beiden Sozialdemokraten Heinrich Scherrer und Matthias Eggenberger siegreich waren. Das Unmögliche zu denken, war somit der erste Akt dieses Wahlkampfs. Das Unmögliche beginnt im Kopf. Eine Studentenparole aus dem Pariser Mai 1968 hatte gelautet: «Seid realistisch, fordert das Unmögliche.» Was hätte eine Kandidatur von Paul Rechsteiner anderes bedeutet als den Versuch, die festgefügte St.Galler Politwelt aus den Angeln zu heben?

Soziale Botschaft wirkte

Es war aber keineswegs nur das Prinzip Hoffnung, das Rechsteiner zur Kandidatur bewogen hatte. Die Gründe lagen vielmehr in der politischen Entwicklung. «Es sind keine normalen Zeiten», hatte er betont. War nicht klar ersichtlich, dass sich in der Bevölkerung enorm viel Wut und Empörung angestaut hatte? Wut über die Exzesse von Managern, über die Milliardenzockerei in der Finanzbranche, über den wachsenden Reichtum der Oberschicht bei gleichzeitigem Sozialabbau, Lohndruck und Entlassungen. Auf der Strasse, bei den einfachen Leuten, war dieses explosive Gefühlsgemisch mit Händen zu greifen. Die Frage stellte sich, ob es weiterhin die SVP sein würde, die solche Emotionen für ein fremdenfeindliches Programm bewirtschaftet. Oder ob es für einmal gelingen würde, eine alternative Perspektive aufzuzeigen.

Paul Rechsteiner war derjenige, der laut sagte, was viele denken. Am 1. Mai rief er in die Menge: «Es ist ein Klassenkampf von oben, wenn sich gewaltige Vermögen bei einer kleinen Schicht konzentrieren, während andere kaum von ihrem Lohn leben können.» Er sprach von politischem Betrug und einer korrumpierten Demokratie. Diese Ansicht ist weit verbreitet, wenn auch oft nur in Form der geballten Faust im Hosensack. Viele spüren den Extremismus der Gegenwart in ihrem Alltag, am Arbeitsplatz. Sie sehen, dass etwas grundsätzlich schief läuft und korrigiert werden muss. Rechsteiners Wahlbotschaft «Gute Löhne, gute Renten und Menschenrechte für alle» holte die Leute an einem zentralen Punkt ab. Natürlich war es anfangs ungewiss, ob sie wirklich die Köpfe und Herzen der Menschen ansprechen würde. Doch alle Faktoren sprachen dafür. Ende August passierte Folgendes: Bei schönstem Sommerwetter strömten Hunderte von Rentnerinnen, Gewerkschaftern und Angestellten in den Gossauer Fürstenlandsaal. Zusätzliche Stühle mussten hineingetragen werden. Dort fand ein Anlass statt, der «Kongress zur Verteidigung der Renten» hiess, mit Ruth Dreifuss, ex-Sozialministerin und Ikone der AHV, als Starrednerin. Der Leitsatz der Veranstaltung lautete: «Hände weg von unseren Renten!» Angesichts des Aufmarsches war nun klar: Die soziale Botschaft der Kampagne wirkt.

Günstige Konstellation

Oder anders gesagt: Der Schmetterling flog, die Flügelschläge wurden dichter und eine kollektive Bewegung entstand; mit Personen aus vielen verschiedenen Milieus und Netzwerken. Wer Augen hatte, konnte das erkennen. Doch in den Köpfen vieler Kommentatoren und Journalisten war die Welt noch die alte. Es lief das Normalprogramm ab. Alltagsgewohnheiten und parteipolitische Befangenheiten trübten den Blick auf die Wirklichkeit. «Rechsteiner ist nicht mehrheitsfähig», lautete das Verdikt im «St. Galler Tagblatt». Der mediale Fokus blieb auf die bürgerlichen Kandidaten gerichtet, insbesondere auf SVP-Präsident Toni Brunner. Für viele Beobachter stand er schon als Sieger fest. Besonders dann, als die CVP-Rechte im zweiten Wahlgang einen groben Fehler beging und mit Michael Hüppi ein politisches Greenhorn ins Rennen schickte. Dabei war doch klar, dass die St.Gallerinnen und St.Galler keinen Neuling in den Ständerat wählen würden. Hüppis Nomination glich eher einem Verzweiflungsakt als durchdachtem Kalkül.

In der Retrospektive erscheint der Wahlsieg von Paul Rechsteiner als logisch und folgerichtig, auch wenn er knapp ausfiel. Die parteipolitische Konstellation war zweifellos günstig. Rechsteiner zog zusätzlich taktisch Wählende aus der politischen Mitte an, die Brunner verhindern wollten und dem CVP-Kandidaten keine Chancen gaben. Viel wichtiger als Taktik waren aber die politischen Inhalte. Die Fokussierung auf Arbeit und Rente lag angesichts der wirtschaftlichen Ereignisse genau richtig. Kein Wahlkampfstratege hätte sich ein besseres Drehbuch ausdenken können, als es die Realität bot. Was war geschehen? Im Frühjahr waren zahlreiche Fälle von skandalösen Tieflöhnen bekannt geworden: Verkäuferinnen mit sechzehn Franken, Fabrikarbeiterinnen mit dreizehn Franken Stundenlohn. Im Juni streikten Büetzerinnen der High-Tech-Firma Aquis AG in Murg, weil ihnen der Tieflohn noch gekürzt wurde. Im Sommer ordneten Firmen wie Model, SFS Stadler oder Leica Geosystems wegen des starken Frankens längere Arbeitszeiten an und wälzten so das Währungsrisiko auf die Angestellten ab. Die Nationalbank tat nichts und wurde erst im Herbst aktiv. Im August wurde bekannt, dass der Minimalzins für Pensionskassenguthaben auf historisch tiefe 1,5 Prozent gesenkt wird, was allen Versicherten empfindliche Einbussen beschert. Im Oktober platzte in St.Gallen ein Lohndumping-Skandal mit polnischen Gipsern – auf einer Baustelle des Kantons. Zuletzt im November kam die Hiobsbotschaft von Swissprinters (ex-Zollikofer): Ringier macht auf brutale Weise einen gut laufenden St.Galler Traditionsbetrieb dicht. Die grösste Massenentlassung in der Stadt seit Gedenken, 173 Leute stehen ohne valablen Sozialplan auf der Strasse.

Milieugrenzen überschritten

Natürlich beschäftigt die Wirtschaftskrise die Menschen, sie beeinflusst ihr politisches Verhal-

CRTL+O
DIGITALE KUNST

ALEXANDER HAHN · JONATHAN RUF · GUIDO VON STÜRLER · ERNST THOMA · SARAH BÜHLER · PRISCA WÜST

24.11.2011 – 26.1.2012

Do · 24. November · 19 Uhr · nextex
Eröffnung Crtl+O – digitale Kunst

In der Bar #3
Tatjana Janouschek

Do · 8. Dezember · 19 Uhr · nextex
Digital ist Jetzt – Vortrag
mit Wolf Lieser, Galerist in Berlin
und Köln, Autor und Gründer
des DAM (Online Digital Art Museum)

Do 12. Januar · 19 Uhr · Rosenkeller
Eröffnung Jonathan Ruf
ab 21.30 Uhr Kopfhörer-Konzert
mit elektronischer Musik von
the hollow man
Bar im Rosenkeller

Do · 19. Januar · 19 Uhr · nextex
replay - Videoscreening und Gespräch
mit Raffael Dörig, Kurator, Basel
(Mitgründer Shift - Festival
der elektronischen Künste)
anschliessend Bar im Rosenkeller

Do · 26. Januar · ab 19 Uhr
nextex · Rosenkeller
Finissage

ÖFFNUNGSZEITEN
JEDEN DIENSTAG 12 BIS 16 UHR
SEKRETARIAT VISARTE.OST:
071 220 83 50
ODER WÄHREND DER UNTERSCHIEDLICHEN PRÄSENZZEITEN DER SAITEN-REDAKTION:
071 222 30 66

ADRESSE
SCHMIEDGASSE 15, ST.GALLEN

WWW.NEXTEX.CH

NEXTEX

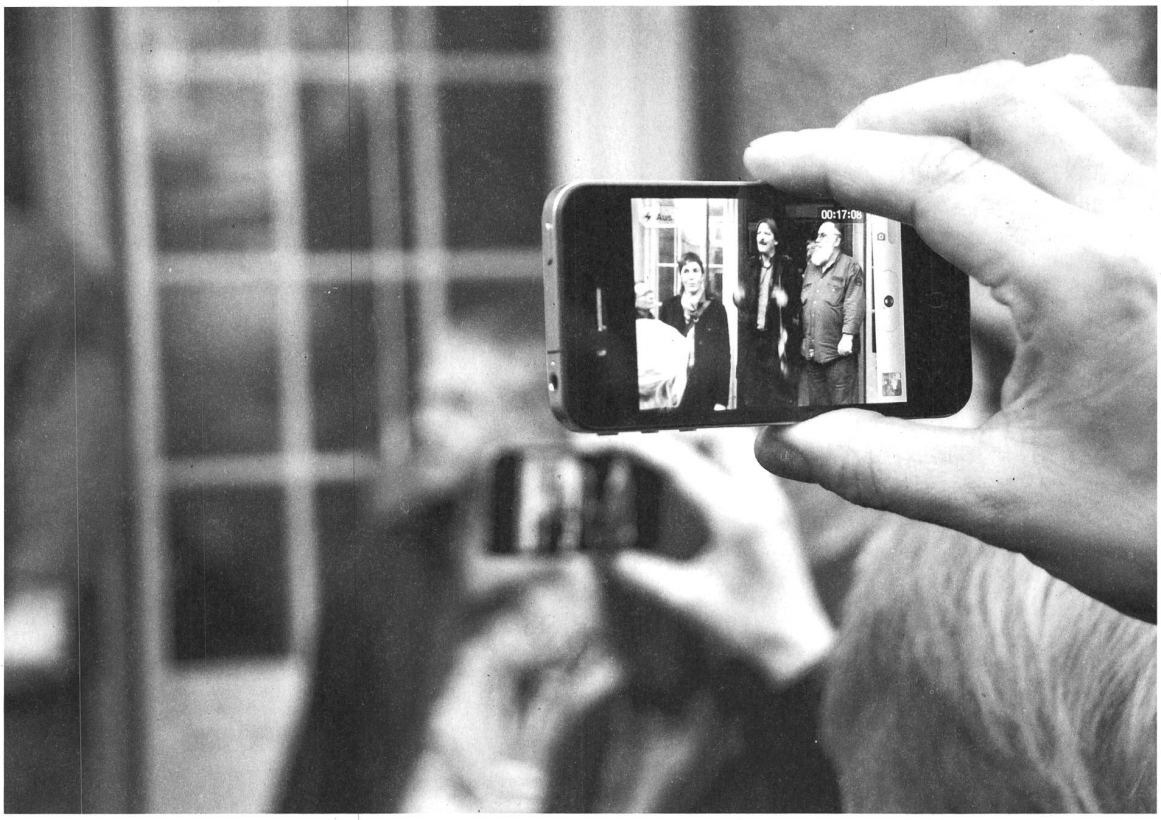
DAS IMBODEHUUS SAMMELT

SPENDEN
FÜR EINEN NEUEN BUS

PC-KONTO 90-9868-9
OVWB, BRAUERSTR. 96, 9016 ST. GALLEN
VERMERK ‹BUS IMBODEHUUS›

Unser Bus aus dem Jahr 1996 ist in die Jahre gekommen. Um auch in Zukunft die Mobilität der Bewohnerinnen und Bewohner zu erhalten, müssen wir ein neues Fahrzeug anschaffen. Damit wir dies können, sind wir auf Ihre Unterstützung angewiesen.

imbodehuus
Imbodenstrasse 1 | 9016 St. Gallen
071 282 50 10 | imbodehuus@ovwb.ch



Das Unglaubliche festhalten: Handyfotografen an der Wahlfeier von Paul Rechsteiner. Bild: Markus Traber

ten. Auf der Strasse war nun plötzlich Folgendes zu hören: «Sonst bin ich ja für die CVP (oder die SVP oder die FDP), aber jetzt wähle ich Rechsteiner.» An solchen Äusserungen konnte man die tektonischen Verschiebungen erkennen. Eine kollektive Bewegung kam in Gang, die im weitesten Sinne das «soziale St.Gallen» repräsentiert und sich aus den verschiedensten Milieus speist. Offenkundig war es diese Kraft, die den SP-Nationalrat über die Ziellinie schob. Zwar fehlen genaue Daten, doch es liegt auf der Hand, dass viele wieder an der Wahl teilnahmen, die den Glauben an die Politik verloren hatten, die in Stimmabstinenz und Hoffnungslosigkeit verharrten. Jetzt aber hörten sie überzeugende Parolen und schöpften Mut. Sie liessen sich motivieren und füllten den Stimmzettel aus. So marschierte das «soziale St.Gallen» oder, um im Bild der Chaostheorie zu bleiben, es türmte sich nach und nach eine Welle auf, die sich dann am Wahltag vom 27. November in die Urnen ergoss und es möglich machte, dass auf dem Klosterplatz plötzlich die «Internationale» erklang. Zurück blieben verblüffte, teils auch konsternierte Beobachter, die es gewohnt sind, Wahlen aufgrund von Parteistärken zu beurteilen. Eine Wahl ist aber nicht nur ein arithmetisches Faktum, sondern beruht auf sozialen Prozessen.

Was aber heisst es, wenn der gemäss Auswertung von nationalrätlichen Abstimmungen linkste aller Nationalräte ausgerechnet in der konservativen Ostschweiz gewählt wird? Das heisst, dass sich die gesellschaftlichen Bedingungen stark verändert haben. Die Milieus sind in Bewegung. Daraus eröffnen sich neue politische Spielräume und Chancen. Diejenigen werden erfolgreich sein, die nah an den sozialen Bedürfnissen sind und diese politisch umsetzen. Damit ein Wunder wie jenes von «11/27» geschehen kann, braucht es aber immer auch eine günstige Konstellation, wo alle Elemente zusammenstimmen und wo den Akteuren keine Fehler unterlaufen dürfen.

Der andere Sound

«Es ist möglich!», hiess es auf den Künstlerkarten, die zur Unterstützung von Rechsteiners Kandidatur in Umlauf waren. Kultur- und Kunstschaffende haben zum Wahlsieg beigetragen. Auch das war ein Merkmal dieses besonderen Wahlkampfs. Wann hat sich die Kultur das letzte Mal politisch engagiert? Es ist lange her. Dabei hat Kultur heute einen hohen Stellenwert, und sie wird auch gezielt für politische Zwecke funktionalisiert. Die SVP pflegt helvetische Traditionsbeschwörungen mit Fahnenschwingern und Alphornbläsern und hatte damit viel Erfolg. Doch langsam scheint sich die Ausbeutung von Swissness durch den Rechtspopulismus zu erschöpfen. Wir haben nun keinen Ständerat mit bäuerlichem Hintergrund, sondern zwei Standesvertreter aus dem urbanen Raum. Sie liegen zwar politisch weit auseinander, sind aber doch in ähnlichen Kulturen gross geworden. Karin Keller-Sutter hört noch heute britischen Punkrock von The Clash, Paul Rechsteiner liess im Wahlkampf Manuel Stahlberger mit Bit-Tuner und den Geräuschavantgardisten Norbert Möslang aufspielen. Ein starker Kontrast zur kulturellen Formierung der bisherigen Amtsinhaber. Es sind tatsächlich verrückte Zeiten, in denen wir leben. Aber eben auch verrückt spannende.

*«Saiten»-Autor Ralph Hug war Mitglied von Paul Rechsteiners Wahlteam.

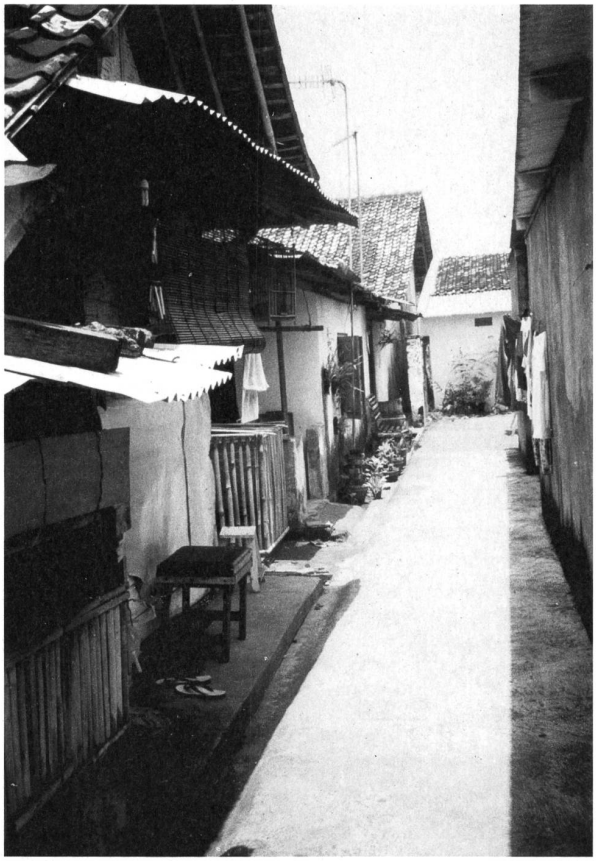
Der Säntis spuckt eben keine Asche

Der Buchhändler unseres Vertrauens geht. Thomas Blarer von der Buchhandlung zur Rose am Rand des Stiftsbezirks, ist längst vom Lesetipp-Lieferanten zum Freund geworden. Kaum ein Buch, das er nicht an die Frau bringen würde. Mehr als einmal standen wir zusammen rauchend vor der Buchhandlung oder tranken nach Ladenschluss gemeinsam ein Glas Wein. Es ging dann immer um Bücher und Lesen, um Leute und Geschichten, die eigenen und die fremden. Und nun geht er.

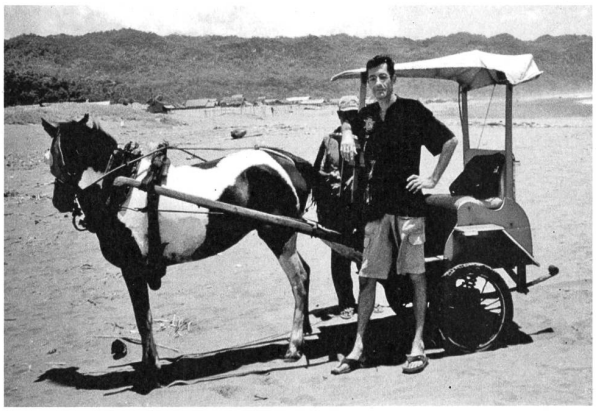
Eine Liebe auf Pulau Weh

Bücher, so die Binsenwahrheit, geben Einblick in fremde Leben, fremde Welten. Entferntes, Unbekanntes, Geschichten eben, die sich am Rand der eigenen Herkunft, des eigenen Erfahrungshorizontes befinden, öffnen sich dem aufmerksamen Leser. Einigen mag das genügen, sie verspüren nie den Wunsch, die Erzählung mit der Erfahrung zu tauschen, andere packt zwischendurch das Reissen, das Wohlbekannte zu verlassen. Wenige finden eine neue Heimat oder beginnen jenseits des üblichen Lebensentwurfs einen eigenen, neuen Erzählstrang ihres Lebens, der anhält.

Thomas malte sich als Kind den Urwald mit allem, was kreucht und fleucht: mit Buntstiften und Wasserfarben. Und dann hat es ihn gepackt. Später, sehr viel später, nachdem er Buchhändler und Sortimentsleiter im Rösslitor war, fand er



Am Ende der Strasse liegt Thomas Blarers neues Heim.



seine Insel im Norden von Aceh nach vierzehn Monaten Weltreise. Ein bisschen wie Gallus, der weit ging, um genau hier in die Dornen zu stolpern, und meinte: «Hier bleibe ich. Das ist es.» Die Dornen kamen dann schon noch, etwas später; sie gehören wohl einfach dazu.

Geplant hatte Thomas einen Monat Sumatra und einen Monat Flores am anderen Ende des Archipels – er wird es erst Jahre später besuchen. Es ist eine doppelte Liebe. Zuerst jene zu Sabang, dem Ort auf der Insel Pulau Weh, dann jene zu Zulkifli (Pippi). Die Liebe seines Lebens nennt er sie, allerdings eine platonische. Keine Bitterkeit ist in allem zu spüren, im Erzählen über diese Zeit. Selten hat man jemanden so zufrieden von einer vergangenen und vielleicht gar nicht so unerwiderten Liebe berichten gehört.

«Bapakismus» halt

Mehrere Jahre lebt Thomas mit der Familie, die Pippi unterdessen gegründet hat, in Sabang in seinem Haus. Das Leben ist «beschaulich, aber schön». Der Alltag besteht aus dem Füttern seiner Vögel, der Pflege des Gartens, dem Strand und den Gesprächen mit den Fischern, Bauern und kleinen Staatsbeamten der Insel. Abends sitzt man zusammen mit der Familie vor dem Fernseher. Ein Leben im Rhythmus der Inselbewohner.

«Ich kenne keinen Westler, der sich so schnell und so gut integriert hat wie ich.» Die Sprache bringt er sich selbst bei. Jeden Tag lernt er zwanzig Wörter und liest in seiner Grammatik. Nach sechs Wochen spricht er Indonesisch, nach sechs Monaten fliessend. Ein Tourist wollte er nie sein, das habe ihn nicht interessiert. Diese Bungalow-Anlagen am Meer, das langweile ihn. Er habe immer im Dorf gelebt, klar als Paradiesvogel und weit herum bekannt. Aber immer integriert, nie als Tourist. Die Kinder bestaunen ihn, wie er da am Strand liegt und Indonesisch lernt und rufen: «Hello Mister, apa kabar?» Irgendwann spricht er besser Indonesisch als viele Einheimische.

Getroffen hat er Pippi als armen Strassenjungen, er hat ihm gleich gefallen und Freunde arrangierten ein Treffen im Kino. Wenige Wochen später wohnt Pippi bei Thomas. Er finanziert fast alles, erkauft ihm sogar eine Arbeitsstelle für 1,2 Millionen Rupien. «Ich habe alles bezahlt. Den Job, das Haus, einen Teil an die Geburten.» – «Kein Westler versteht,

dass ich mich nicht ausgenutzt fühle.» In Indonesien ist es selbstverständlich, dass der Ältere zum Jüngeren schaut, der Reichere zum Ärmeren, «Bapakismus» halt. Als «Abang» – älterer Bruder – hat sich Thomas verstanden und mehrere Jahre seinen Freund Pippi unterstützt. Dieser wiederum, vaterlos aufgewachsen, unterstützt seinen jüngeren Bruder.

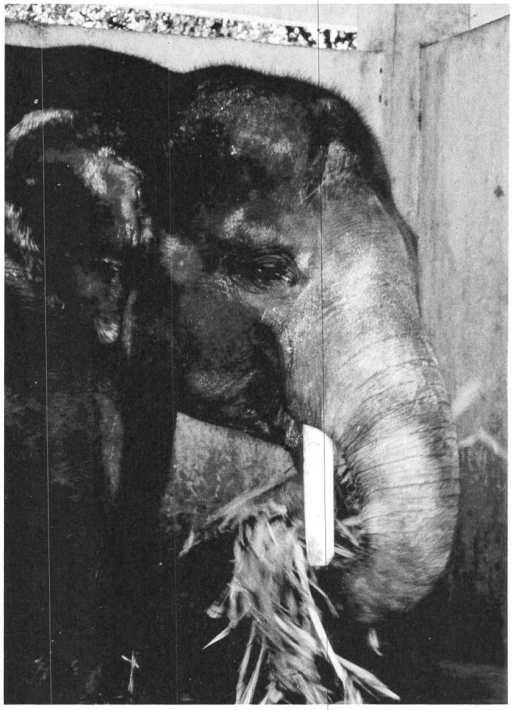
Den Aceh-Konflikt aussitzen

Alle ein bis zwei Jahre kommt Thomas für kurze Zeit zurück in die Schweiz. «Ich kam immer gerne zurück. Zu Freunden, zu meiner Mutter und zur Familie. Aber ein Nach-Hause-kommen war es immer erst, als ich wieder zurückging nach Indonesien.» Alle zwei Monate muss er ausreisen, meist über die Strasse von Malakka, geniesst die Tage in Penang bei indischem Essen und in Buchhandlungen, was die Insel nicht zu bieten hat.

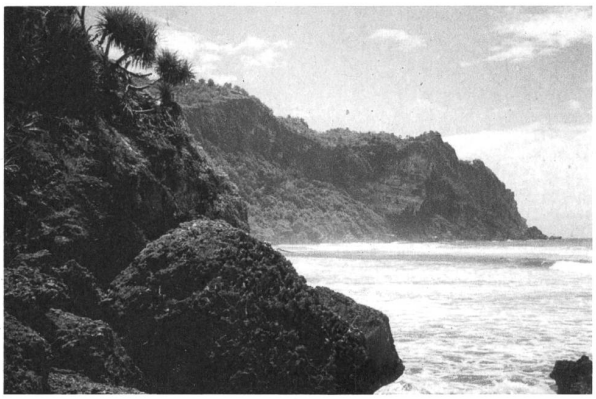
Mit der Ausrufung des Kriegsrechts durch Staatschefin Megawati eskalierte der Konflikt in Aceh. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion verlässt Thomas nach acht Jahren Sabang und flüchtet nach Yogyakarta. Hier möchte er die Zeit aussitzen, bis Frieden einkehrt in Sabang und er zurück kann. Aber als nach dem Tsunami der Frieden in Aceh endlich einkehrt, ist Thomas bereits fest in Yogyakarta angekommen. Wieder: eine grosse Liebe. Für drei Jahre wird Yogyakarta seine neue Heimat. Hierher kehrt er heute, nach sechs Jahren in der Schweiz, wieder zurück.

Das Ende des Geldes und ein neuer Anfang

Vorerst musste er Indonesien verlassen, weil das Geld ausging. Heute, nach sechs Jahren in der Schweiz, hat Thomas wieder genug auf der Seite, eine kleine Erbschaft ist noch ausstehend; er kann nach Indonesien zurückkehren. Es hat ihm Spass gemacht in St.Gallen. Die Freundschaften sind anders, tiefer hier in der brötigen Ostschweiz. In Indonesien bist du schnell befreundet, aber auch genauso schnell wieder entfreundet; die Familie zählt. Und trotzdem hat er beschlossen: «Ich gehe wieder. Weisch, wenn ich die Multergasse oder die Vadianstrasse entlang gehe, das finde ich einfach nicht spannend.» Heimat ist vielleicht auch nur ein



Bilder: Thomas Blarer



Ort, seiner liegt einfach anderswo. Der Säntis spuckt eben keine Asche wie der Merapi, die bisweilen vor der Haustüre zusammengenommen werden muss. Und wer ihn in den letzten fünf Jahren einmal getroffen hat, kurz nach der Rückkehr nach einem Indonesien-Aufenthalt, der versteht ihn. Mit Blick auf das graue Dezemberwetter über dem Klosterplatz, wo der Wind die Weihnachtsbaumdeko dumpf nach Wellblech tönen lässt, meint er: «Einmal im Flieger ist das schnell vergessen.»

Krank werden ist verboten

Hat einer Angst, nochmals zu gehen? Mit 55 nochmals fast alle Brücken abreissen? Die Sicherheit der Ostschweiz zu verlassen und in ein Land, eine Stadt zu gehen, die von einer so ganz anderen Mentalität ist? Freundschaften, Familie und geregelte Arbeit hinter sich zu lassen? Auf die Frage «Immerhin in deinem Alter?» – den Nachsatz «Ist das denn klug?» nicht ausgesprochen – lächelt er. Vielleicht war der Gedanke sogar ein wenig unhöflich. Auf die Frage, ob er denn schon einen Job, eine Arbeit in Aussicht habe, antwortet er, als wäre es ihm erst eben in den Sinn gekommen, dass da noch was war – vielleicht. «Klar mache ich mir mehr Gedanken als früher. Krank darf ich nicht werden.» Und könnte es denn nicht langweilig werden? «Ach, ich kenne genug Singles hier in St.Gallen um die fünfzig, sechzig. Das ist doch nicht spannend. Ich kann mich für vieles begeistern. Ich habe mich schon mit Dingen beschäftigt, da hätte ich früher den Kopf geschüttelt.» Wie Paul Theraux schrieb: «I do what I like to do». Und er lacht, fährt sich mit Daumen und Zeigefinger über die Mundwinkel: «Ich habe kein Geld. Aber ich habe ja sonst alles.»

Anina Baumann und Silvio Frigg im Gespräch mit Thomas Blarer, 1957, der in der Gallusstadt gross wurde, sie verliess, wieder zurückkam und nun wieder geht. Im Januar wandert er nach Indonesien aus.